



MOSES
MENDELSSOHN
STIFTUNG

DIALOG

Heft 30 – Potsdam 1/2006

Hinschauen und Handeln

Das MMZ-Forschungsprojekt zu Rechtsradikalismus und Antisemitismus in Brandenburg

Beim Auswärtsspiel des 1. FC Energie Cottbus gegen Dynamo Dresden im Dezember des vergangenen Jahres entrollten Cottbusser Fans ein Plakat, auf dem der Schriftzug „Juden“ und zwei Davidsterne, wie sie in der NS-Zeit als Diffamierung von Juden dienten, zu erkennen waren; das „D“ erinnerte dabei an das von Dynamo. Offenbar sollten die Dresdner Fans damit beleidigt werden.

Für Lars Rensmann sind solche Vorfälle vor allem Ausdruck eines „informellen Rechtsextremismus“, bei dem auch Antisemitismus in jüngerer Zeit wieder eine verstärkte Rolle spielt. Im Alltag kommt dieser beispielsweise zum Ausdruck, wenn selbst Menschen, die sich nicht bewusst zu rechtsradikalen Positionen bekennen, das Wort „Jude“ als Diffamierung benutzen. Rensmann forscht seit einigen Monaten als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum (MMZ) zum Antisemitismus und Rechtsextremismus in Brandenburg. Ende Januar bekam das Projekt nun vom brandenburgischen

Innenministerium die Zusage einer Förderung durch das Land.

Rensmann betrachtet neben dieser jugendkulturellen und „informellen“ vor allem die offene rechtsextreme Szene und untersucht insbesondere, wie dem Rechtsradikalismus praktisch und auf lokaler Ebene begegnet werden kann. Dabei beobachtet er, dass gerade beim Thema Antisemitismus die Grenzen zwischen bekennenden Neonazis und Kreisen, in denen rechtsradikale Redewendungen „nur“ zum Umgangston gehören, heute oft genug fließend sind.

Der Politikwissenschaftler erläutert, dass Antisemitismus in der sich bereits vor dem Ende der DDR entwickelnden rechtsextremen Szene kein zentrales Thema war. Doch seit Mitte der 1990er Jahre suchten sich Parteien wie NPD oder DVU und lokale „Kameradschaften“ neben der Mobilisierung gegen Einwanderung neue Zeitgeist-Themen wie Globalisierung, „US-Imperialismus“ und Nahost-Konflikt, die sie antisemitisch besetzten, um sich neue Ängste zunutze zu machen: Amerika als Chiffre für mächtige und reiche Juden sowie Israel stünden demnach verschwörerisch hinter

radikalismus innerhalb des Landes liegen – und warum sie gerade dort liegen, wo sie liegen. Denn die Behauptung, dass Brandenburg eine „Nazi-Hochburg“ sei, sei zu pauschal, meint Rensmann. Auch die Schlussfolgerung, Rechtsradikalismus sei die unmittelbare Folge von Arbeitslosigkeit und Armut greife, so Rensmann, zu kurz. Dieser Gleichung zufolge müsste der Rechtsradikalismus dort besonders ausgeprägt sein, wo die Arbeitslosigkeit am höchsten ist, was jedoch nur bedingt zutreffe. Ausschlaggebend sei vielmehr, so Rensmann, wie die Bewohner einer Region ihre Situation ein-

schätzen. Dort, wo das Gefühl herrscht, „zu kurz gekommen“ zu sein, sei es für Rechtsradikale besonders leicht, Fuß zu fassen. Ein Gefühl, das beeinflusst werden kann. Von rechtsextremen Ideologen, die lokale Probleme auf imaginäre Gefahren zurückführen, für die sie Zuwanderer oder Juden verantwortlich machen – aber auch durch de-



Wenn „latenter Antisemitismus“ sichtbar wird: Cottbusser Fußballfans Ende des vergangenen Jahres in Dresden.

Foto: dpa

multinationalen Konzernen, Globalisierung, Weltmachtstreben und hätten den „Widerstand“ der Terroristen provoziert. In diesem Zusammenhang ist auch der angestrebte Prozess gegen den bereits mehrfach vorbestraften, einst links- und heute rechtsradikalen Rechtsanwalt Horst Mahler vor dem Potsdamer Amtsgericht zu sehen. Mahler hatte die terroristischen Angriffe vom 11. September 2001 als gerechtfertigt bezeichnet. Eine weitere Aufgabe, die sich das noch am Anfang stehende Forschungsprojekt gesetzt hat, ist es zu klären, wo genau die örtlichen Schwerpunkte des Rechts-

mokratische und zivilgesellschaftliche Kräfte. So hat es laut Rensmann durchaus mehr als symbolischen Charakter, wenn sich öffentliche Entscheidungsträger gegen rechte Aktivitäten positionieren. Er vermutet, dass nicht nur Förderprogramme, sondern auch praktische Aktionen große Wirkung auf die Bevölkerung haben.

Deshalb wird das Forschungsprojekt am Ende nicht für die Schublade arbeiten, sondern unter anderem ein Präventionshandbuch mit konkreten Vorschläge gegen Rechtsradikalismus entwickeln.

Moritz Reininghaus

Leben von Tag zu Tag

Ein Gespräch mit dem israelischen Filmmacher Amos Gitai während der 56. Berlinale

Mr. Gitai, Sie setzen in ihrem Dokumentarfilm „News from Home/News from House“ Musik von Beethoven ein. Wieso Beethoven?

Musik sollte nicht illustrativ sein, sondern eine eigene Ebene der Interpretation werden. Jeder hat ein Zuhause, und in meinem Zuhause haben wir klassische Musik gehört. Wir durften nicht mal Oper hören – Oper war Kitsch. Ich habe viel

Zuständen in Europa fortgetrieben wurden. Er wuchs in Berlin auf, arbeitete mit Mies van der Rohe, war Bauhaus-Schüler. Dann wurde er eingesperrt, sie schlugen ihm die Zähne aus. Er schaffte es zu fliehen und in die Schweiz zu gehen, wo er sich illegal aufhielt. Von da kam er Mitte der Dreißiger nach Israel. Die israelische Bevölkerung setzt sich, glaube ich, aus diesen

ich immer nach Cannes und Venedig komme, warum also nicht auch nach Berlin? Ich war seit fünfzehn Jahren nicht mehr hier. Er sagte, wir werden eine Ausstellung machen und ein Buch und eine Retrospektive, und alle würden sich sehr freuen. Ich habe mich auch sehr über seine Einladung gefreut.

In Ihrem Film könnte man das Haus als eine Art Metapher für Jerusalem sehen.

Dieses Kapitel von „House“ behandelt den Zustand von Erschöpfung und Müdigkeit, in dem wir uns befinden. Jede der beiden Seiten hat die Geschichte nur von ihrem Standpunkt aus erzählt. Für mich geht es in diesem neuen Kapitel des Films eher um die Akzeptanz des Anderen. Ich denke, es ist großartig, dass die beiden palästinensischen Männer in Amman diejenigen sind, die Kritik an der arabischen Welt üben, und nicht die Israelis. Es ist ebenso großartig, dass diese israelische Frau, die jetzt in dem Haus in Jerusalem lebt, diejenige ist, die erklärt, dass wir aufhören müssen, den Islam nur als fanatische Gruppierung anzusehen. Für mich ist das der Beginn einer Lösung. Politische Lösungen bestehen nicht aus bloßer Euphorie. Wie wir in Europa gelernt haben, entsteht Frieden aus einer Erschöpfung heraus. Die Menschen sind müde, haben alle Alternativen erschöpft, und schließlich sehen sie einander an und fragen sich, „Was sind wir eigentlich für Idioten? Wieso



Amos Gitai und Natalie Portman bei den Dreharbeiten zu „Freezone“, Gitais neuestem Spielfilm.

Foto: Promo

mit Simon und Markus Stockhausen gesprochen, und wir wollten Musik als eigene Komponente im Film einsetzen, als Dialogebene. Das Kino stützt sich schließlich auf diese beiden Säulen, nicht nur auf das Bild. Wir müssen damit arbeiten und interpretieren, aber für mich ist das eine gute Art Ton einzusetzen.

Da wir gerade von Zuhause und Familie sprechen: Ihr Vater kam 1934 nach Palästina. Hat er mit Ihnen je über seine persönliche Vision von Palästina gesprochen?

Meine Mutter kam aus einer Familie sozialistischer Utopisten, die etwa um 1905 einwanderte. Diese Generation verfolgte stark die Idee des Aufbaus einer utopischen Kibbuz-Gesellschaft. Ihre Ideen waren egalitär, auch was die Rolle von Frauen innerhalb der Gesellschaft betraf. Das Haus meiner Großeltern wurde von einem Kollektiv von Arbeiterinnen gebaut. Mein Vater repräsentiert eine andere Gruppe, die von den

beiden Gruppen zusammen. In meiner Familie sind beide Richtungen vertreten.

Ihr Vater musste Berlin infolge der nationalsozialistischen Verfolgung verlassen. Wie ist denn heute Ihr Verhältnis zu Berlin?

Die Beziehung zwischen Juden und Deutschen war lange Zeit eine sehr produktive. Der Bruch in dieser starken Kameradschaft und Partnerschaft durch die Hitler-Jahre ist eine große Tragödie für das jüdische Volk. Aber auch die deutsche Gesellschaft hat ein Element ausgelöscht, das an der Bildung ihrer Identität großen Anteil hatte. Um auf Berlin zurückzukommen: Man sollte sich nicht auf diese Reflexionen über die Vergangenheit beschränken, sondern sich bewusst sein, dass wir eine neue Beziehung aufbauen müssen, eine Zukunft. Die Mehrheit der Deutschen, die wir hier heute sehen, war zum Zeitpunkt dieser Ereignisse nicht mal geboren. Ich glaube, es ist wichtig diese Brücke zu bauen. Dieter Kosslick hat gesagt, dass

Amos Gitai, 1950 in Haifa geboren, studierte zunächst Architektur, entschloss sich jedoch während des Yom-Kippur-Krieges zu einer Laufbahn als Filmmacher. Im Rahmen der 56. Internationalen Filmfestspiele Berlin war der dritte Teil seiner Trilogie News from Home über ein Haus in Jerusalem zu sehen, das ehemals Palästinensern gehörte, die enteignet und vertrieben wurden. Gitai porträtiert heutige wie ehemalige Bewohner, aber auch die Arbeiter, die das Haus errichteten. Motive wie Diaspora, Exil, Heimat, und der Wille zur Akzeptanz des Anderen ziehen sich durch sein Werk, das inzwischen 40 Dokumentationen und Spielfilme umfasst. Mit renommierten Kollegen wie Ken Loach, Claude Lelouch und Sean Penn zusammen war Gitai, der sich als unermüdlicher Kritiker der eigenen Gesellschaft, jedoch auch als Apologet menschlicher Schwächen zeigt, am Filmprojekt 11/09/01 beteiligt. Der Bewunderer von Rossellini und Fassbinder lebt nach Jahren, die er wegen der mangelnden Akzeptanz seines Werks in Frankreich verbrachte, seit Mitte der 90er wieder in Haifa. Als wir im überfüllten Foyer des „Hyatt“-Hotels mit dem Regisseur sprechen, zeigte er sich noch einigermaßen erstaunt, dass der arabische Fernsehsender „al Dschasira“ gerade ein Interview mit ihm geführt hatte.

verbringen wir unser Leben damit, die anderen umzubringen, und was haben wir davon?“ Und dieser Moment der Traurigkeit ist auch einer des Wiedergeborenwerdens und der Erkenntnis.

Sie sagten, Kino könne die Realität nicht verändern, das ginge höchstens mit einem Maschinengewehr. In Israel wird „House“ übertragen, nachdem die ersten zwei Teile abgewiesen wurden. Ist es nicht doch möglich, zu überzeugen?

Sicher. Wir müssen uns zurücknehmen und bescheiden sein, aber wir müssen auch radikal sein, ohne uns dabei vor einen Karren spannen zu lassen, nachdem jemand anders entschieden hat, was die „gute Sache“ ist. Die israelische Gesellschaft wollte die Palästinenser nicht zur Kenntnis nehmen. Filme können daran etwas ändern. Das Kino darf sich aber nicht vereinnahmen lassen. Ansonsten können wir uns noch jahrzehntelang „aus guten Gründen“ gegenseitig umbringen.

Mr. Gitai, ein Stichwort: Fiktionalisierung des Faktischen – oder der Geschichte. Wo sehen Sie die Grenze, was beeinflusst die Entscheidung für einen der beiden Ansätze? Sie haben beides gemacht, Doku und Spielfilm...

In einer Dokumentation machen wir die Charaktere ja nicht. Natürlich ist das, was wir machen, nicht objektiv, es ist auch nicht unschuldig, allein schon weil wir einen Ausschnitt festlegen und damit auch, was nicht gezeigt wird, was aus dem Bildfeld ausgeschlossen ist. Dennoch sind die Möglichkeiten, Dinge, Ereignisse oder Charaktere einzuführen, sehr begrenzt. Wir sollten nicht so tun, als würden wir das Leben der Menschen, die wir zeigen, teilen. In dieser Hinsicht sollten wir ehrlich sein. Es ist sehr wichtig, dieses ungeschriebene Gesetz des Dokumentarfilms einzuhalten.

Im Spielfilm haben wir die große Freiheit, eine Situation konstruieren zu können. Wir können sie ändern, die richtigen Darsteller casten, sie proben.

Kommen wir zu einem sehr kontrovers diskutierten Film: Hany Abu-Assads „Paradise Now“.

Ich werde jetzt vorsichtig sein, weil ich den Film nicht gesehen habe. Es gibt keine Entschuldigung für fortgesetzte Gewalt. Es ist in dieser Region einfach, irgendeinem Clan – und es gibt viele davon – in die Hände zu fallen, dessen Mitglieder vollkommen logische Argumente vorbringen, die ihr

Handeln nicht akzeptabel, aber nachvollziehbar machen. Falls wir uns je vorwärts bewegen wollen, können wir das nicht berücksichtigen. Für mich ist die stärkste Kritik, die ein Filmemacher üben kann, die an seiner eigenen Gesellschaft. Nehmen wir Fassbinder: Er findet in Deutschland nach dem Krieg eine schwer verwundete Gesellschaft vor, die nicht nur anderen Leid zugefügt hat, sondern auch selbst traumatisiert ist. So ist das immer, wenn man anderen Gewalt zufügt: Gewalt ist wie eine Erbkrankheit im Blutkreislauf. Darin liegt die Stärke dieser Filmemacher, die wirklich sehr eindrucksvolle kritische Filme geschaffen haben: Dass sie immer in verschiedenen Genres, aber insgesamt in einem sehr komplexen Puzzle ihre eigene Gesellschaft beobachtet haben. Das ist eine Leistung, die bedeutet, dass eine Gesellschaft schließlich stark genug geworden ist, um solche Arbeit zu leisten und durch ein Individuum Selbstkritik zu üben.

Sie sprachen von der Mythenbildung in Israel. Wie verhalten sich denn das „mythische“ Israel und der konkrete, geographische Ort zueinander?

Die Beziehung Israels zur Diaspora hat Mythen geschaffen, Mythen vom starken, unbeugsamen Israeli, der die Wüste zum Blühen bringt, sich unerschrocken seiner Feinde erwehrt. Daraus wurden, um den Titel eines Films zu zitieren, die „Männer aus Marmor“. Die Stärke einer Gesellschaft ist aber ihr nicht-heroisches Wesen. Wenn in Tel Aviv ein Selbstmordattentat

zu Tag, in kleinsten Details. Diese Details bilden die Struktur des Lebens.

Denken Sie, dass Spielbergs „München“ diese „Marmorstandbilder“ ebenfalls kolportiert?

Lasst den Kinokritikern ihre Arbeit. Das Kino erlaubt viele verschiedene Formen. Auch diejenigen, die ich als Filmemacher nicht mag, haben ihre Existenzberechtigung. Es gibt einige Filme über den Holocaust, die ich nicht mag. Ich bevorzuge die Claude Lanzmann-Schiene. Aber es gibt Leute, die haben erst durch „Schindlers Liste“ erfahren, dass es einen Holocaust gab. Auch wenn ich den Film nicht mag. Noch andere wissen das aus dieser ungeheuer schlechten amerikanischen TV-Serie „Holocaust“. Andere Arten von Kino existieren, und das sollten sie auch. Sie sorgen dafür, dass gute Kameras gebaut werden und die Technik sich stetig verbessert. Warum also nicht?

Lassen Sie uns noch mal über Lanzmann sprechen, den Sie gerade erwähnt haben. „Shoah“ ist ja der Versuch einer Darstellung des Holocaust ohne Archivmaterial.

Die Medien unserer Zeit machen uns glauben, dass ein Ereignis, das nicht in den Nachrichten gezeigt wird, nicht stattgefunden hat. Rom hat existiert, der Gallische Krieg wurde geführt, auch ohne Nachrichten. Was Lanzmann uns sagt, ist: Ein Ereignis hat stattgefunden, und ich muss es euch nicht zeigen, damit ihr versteht, dass es passiert ist. Manchmal brauchen wir Bilder, manchmal nicht. Ich rede hier fast gegen meinen Beruf. Wir müssen die Bilder in einen



Balanceakt auf den Balken der Gesellschaft. Der dritte Teil von Gitais Metapher Israels war auf der diesjährigen Berlinale zu sehen.

Foto: Promo

stattfindet, rücken eine halbe Stunde später Aufräumkommandos an und ziehen das Wrack weg, Blutflecken werden gleich auf dem Gehweg aus den Kleidern gewaschen, und als nächstes werden Hunde kommen und draufpissen. So ist das eben. Eine Gesellschaft muss fähig sein, einen Konflikt nicht zu heroisieren und zu fetischisieren. Wir wissen alle, was sonst passiert. Das Erstarren in solchen mythischen Figuren führt vom Heroismus zum Nationalismus, zu religiösem Fanatismus und dergleichen: Cherish the quotidian – das Alltägliche muss bestimmen. Wie in einer Faulkner-Geschichte: Leben von Tag

Zusammenhang stellen. Darin liegt die Größe dieses Projekts: Zu sagen, hier ist dieses Ereignis, ich werde darüber einen Film machen, aber ich werde es nicht zeigen. Fast so, als ob die Bilder ein Sakrileg wären. Es ist, als ob man sagte, ich werde mit den Schlächtern nicht kollaborieren, indem ich zeige, was sie getan haben, aber ich vertraue euch, dem Publikum, dass ihr euch weiter darüber informieren und schließlich begreifen werdet, dass es existiert hat. Film kann dafür auch ein guter Ausgangspunkt sein.

Das Gespräch führten
Franziska Kast & Moritz Reininghaus

Auf den Spuren einer Pionierarchitektin

Lotte Cohn (1893–1983)

Wir fahren durch das Emek Jesreel, jene fruchtbare Tieflandebene zwischen Haifa und Beit Shean, wo in den 1920er Jahren zahlreiche Kibbuzim und Moschavim gegründet wurden.

Mein Begleiter und Chauffeur ist David Frenkel (Jahrg. 1943), Sohn des Bauhaus-Absolventen Chanan Frenkel (1905–1957) und Architekturzeichner im letzten Büro von Lotte Cohn. Der Zufall hat uns zusammengeführt. Dass seine frühere Chefin die Grand Old Dame der israelischen Architektur war, ist ihm und seinen Kollegen bekannt.

Nicht aber ihr außergewöhnlicher Lebensweg als eine der ersten Architekturabsolventinnen der TH Charlottenburg: sie war die dritte Frau ihres Faches an der Hochschule, die den Grad eines Dipl. Ing. erlangte. Ihre zionistischen Ideale führten sie 1921 als eine der ersten Einwanderer der Dritten Alijah nach Palästina. Hier arbeitet sie zunächst als erste Assistentin des Architekten Richard Kauffmann (1887–1958), der Ende 1920 zum ersten Stadtplaner der Jewish Agency nach Jerusalem berufen worden war. Zu Beginn der 1930er Jahre eröffnete Cohn als erste Frau im Lande ihr eigenes Architekturbüro in Tel Aviv, das sie bis zu ihrer Pensionierung 1967

mit verschiedenen Partnern betrieb. Unser erstes Ziel ist der Moschav Nahalal westlich von Nazareth, der 1921 als Prototyp dieser Siedlungsform nach den Plänen von Richard Kauffmann gegründet worden war und bis heute durch seine einzigartige geometrische Gestalt besticht.

Gleich am Eingang stoßen wir auf das, was der Zweck unserer Fahrt war: die frisch renovierten Gebäude der landwirtschaftlichen Mädchenschule. Cohn hat die Bauten zwischen 1925 (Haus Aleph) und 1935 (Haus Beit) für die Women's International Zionist Organization (WIZO) gebaut. Im Archiv von Nahalal stoßen wir noch auf weitere Dokumente aus dieser Zeit. Später fahren wir weiter nach Chefzi-bah, jenem

Kibbuz am Fuße des Mount Gilboa, in dem Cohn das erste Kinderhaus in einem Kibbuz überhaupt errichtete. Das Gebäude wird heute als Bibliothek genutzt und steht wie die Schule in Nahalal unter Denkmalschutz.

Szenenwechsel. Plansammlung im Stadtarchiv von Tel Aviv. Wir suchen die Baupläne der „Pension Käthe Dan“, jene „Urhütte“ der heutigen luxuriösen Dan-Hotelkette, die Cohn für ihre Freundin 1932 errichtete. Die an der Hajarkonstraße 97 gelegene Pension mit großer Seeterrasse gehörte einst zu den renommiertesten Häusern der Stadt und war in den 1930er Jahren als „jekkische Institution“ berühmt. 1951 wurde das Haus abgerissen. Wir haben Glück, die Pläne von einst sind noch vorhanden. Weniger erfolgreich verliefen ähnliche Recherchen im Stadtarchiv von Jerusalem, dessen Plansammlung zwei Brände erlitten hat und kaum noch Pläne aus der Mandatszeit aufbewahrt. Die Suche nach den einstigen Plänen und der Existenz erhaltener Bauten in Israel ist Teil des Forschungsprojektes „Lotte Cohn und die Anfänge deutsch-jüdischer Architektur- und Siedlungskonzeptionen in Palästina/Israel“, das seit diesem Jahr von der Autorin am MMZ bearbeitet wird. Cohns Oeuvre umfasst zahlreiche Wohn- und Privatbauten, öffentliche Bauten sowie Projekte in der Stadtbereichs- und Siedlungsplanung. Ihre Entwürfe gehören zu den ersten von zionistischen Institutionen initiierten oder von Privatpersonen in Auftrag gegebenen Bauten und Projekten im



„Pension Käthe Dan“ 1930er Jahre

Foto: D. Frenkel

Land. Einige davon stellen bis heute Inkunabeln der israelischen Architektur- und Siedlungsgeschichte dar und stehen unter Denkmalschutz, andere sind zum Teil zerstört oder stehen vor dem Abriss.

Bisher dazu erschienen: Lotte Cohn – die erste Architektin im Lande Israel, in: Jüdischer Almanach (Die Jeckes), Frankfurt/Main 2005, S.155–164.

Ines Sonder

Seit Anfang 2006 arbeitet Werner Treß als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum. Werner Treß wurde 1975 in



Bad Oldesloe/Schleswig Holstein geboren und hat an der Humboldt Universität und der Freien Universität Berlin Geschichte und Philosophie studiert. 2001 realisierte er mit einer studentischen Projektgruppe in der Humboldt Universität zu Berlin eine Ausstellung über die Bücherverbrennung 1933. Im April 2003 erschien sein Buch „Wider den undeutschen Geist. Bücherverbrennung 1933“. Danach war er als Filmdokumentarist bei der Berliner Fernsehproduktion Zeitzeugen TV tätig. Am Moses Mendelssohn Zentrum arbeitet Werner Treß nun gemeinsam mit Prof. Dr. Julius H. Schoeps an einem umfassenden Dokumentationsband zur Bücherverbrennung 1933, der im Jahr 2007 im Rahmen der „Bibliothek verbrannter Bücher“ erscheinen soll.

Die Erinnerungen des Rabbiners Richard Feder

Unmittelbar nach der Befreiung im Mai 1945 beginnt der tschechische Rabbiner Richard Feder mit der Niederschrift seines Berichts über das Konzentrationslager Theresienstadt. Fast genau drei Jahre war er dort inhaftiert und mit ihm seine Familie und seine gesamte Gemeinde aus dem böhmischen Städtchen Kolín. Nur wenige von ihnen überlebten, und Feder beschwört eindringlich das Gedächtnis an die Ermordeten.

Feder bemüht sich um eine objektive Darstellung des KZ Theresienstadt, aber immer wieder führt die noch frische Erinnerung zu emotionalen Ausbrüchen. Zugleich ist es ihm ein Anliegen, durch seine Beschreibung die Würde der Opfer wiederherzustellen. Diese Charakteristika des Berichtes machen ihn ebenso zu einem beeindruckenden Zeugnis wie die Einordnung des Geschehens in die jüdische Geschichte. Im deutschen Sprachraum gibt es kaum autobiographische Aufzeichnungen über die Shoah von einem Rabbiner.

Feders Bericht, im Jahr 1947 auf tschechisch veröffentlicht, erscheint jetzt erstmals in deutscher Sprache. Ein ausführliches Nachwort des Herausgebers Michael Philipp informiert über die Persönlichkeit des Autors und analysiert Feders Bericht als ein besonderes Dokument der Erinnerung an die Shoah.

Jüdische Tragödie - Letzter Akt. Theresienstadt 1941-1945. Bericht eines Rabbiners; Hrsg. von Michael Philipp. 2004, 271 S., Verlag für Berlin-Brandenburg, 31 Euro (ISBN 3-935035-60-8).

Auf der Suche nach den Wurzeln der eigenen Familie

Ehemalige Einwohner kamen nach Halberstadt – mit ihren Enkeln

Im vergangenen Sommer waren mehrere aus Halberstadt stammende jüdische Familien zu Gast bei der Moses Mendelssohn Akademie: darunter die Familien Hirsch und Rosenberg.

Eingeladen war eigentlich die Generation, die in die Emigration gehen musste. Das Besondere bei dieser Begegnung war jedoch, dass die Gäste von ihren Kindern und Enkeln begleitet wurden. Diese waren neugierig, den Ort kennenzulernen, aus dem die Familie ursprünglich kommt. Bei den Besuchen begegneten die Gäste Halberstädter Schülern. Hier wurde deutlich, wie unterschiedlich die Familienbiographien jeweils verlaufen sind. Verfolgung, Vertreibung und der Verlust von Verwandten und Freunden verursachten existenzielle Brüche in den jüdischen Familienbiographien. Die Erfahrung von Nationalsozialismus, Krieg, Nachkriegszeit und in Halberstadt des DDR-Staates haben die nicht-jüdischen Familien gleichermaßen nachhaltig geprägt.

Für die Nachfahren steht Halberstadt für die Vergangenheit. Ihre Vorfahren hatten die Geschichte der Stadt Halberstadt wesentlich mitgestaltet. Sie selbst leben die Gegenwart an anderen Orten, in anderen politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Die Jugendlichen, die heute in Halberstadt leben, sind konfrontiert mit den für die Stadt negativen Ergebnissen der Politik der vergangenen Jahrzehnte und müssen

sowohl ihre persönliche Zukunft vor diesem Hintergrund gestalten als auch die Zukunft der Stadt. Viele werden letztendlich die Entscheidung



Julia Rosenberg (links), die Enkelin von Lillyan Rosenberg, geb. Cohn im Gespräch mit SchülerInnen des Halberstädter Gymnasiums Martineum im Berend Lehmann Museum.

treffen, ihre Zukunft an einem anderen Ort zu leben.

Das Zusammentreffen der Jugendlichen im Sommer 2005 waren für beide Gruppen von großem Interesse, mussten wegen der Kürze der

Zeit jedoch oberflächlich bleiben. Es entstand aber die Idee, im Sommer 2006 eine Begegnung nur für die Jugendlichen durchzuführen, die eine intensive Auseinandersetzung ermöglicht.

Im Mittelpunkt sollen die Familienbiographien stehen, orientiert an den „family-roots-works“, die sowohl in Israel als auch in den USA an den Schulen Pflicht sind. Darüber hinaus sollen die Halberstädter den Gästen ihre Stadt vorstellen und ausgewählte Aspekte aus Geschichte, Politik und Kultur des Landes Sachsen-Anhalt präsentieren.

Nach Rücksprache mit den aus Halberstadt stammenden jüdischen Familien und den an dem Projekt interessierten Halberstädter SchülerInnen besteht auf beiden Seiten der Wunsch der Unterbringung in den beteiligten Familien.

Im Gegenzug zu dem Besuch der „Enkel“ sollen die beteiligten Halberstädter Schüler ihre Gäste besuchen. Da die „Enkel“ sowohl aus Israel als auch aus den USA anreisen werden, wird der Gegenbesuch individuell stattfinden. Die Vorbereitung darauf wird durch die MMA und Prof. Julia Hirsch geleistet werden. Am Gymnasium Martineum hat sich im Rahmen des englischsprachigen Zweigs der Schule eine Arbeitsgruppe von acht Schülern gebildet, um die geplante Begegnung vorzubereiten. Eingeladen sind Enkel aus den Familien Hirsch und Cohn/Rosenberg im Alter von 16 bis 20 Jahren. **Jutta Dick**

Erfolgreiche Bilanz

Die 2004 gegründete Moses Mendelssohn Stiftung präsentierte in Nürnberg ihre bisherige Arbeit

Die 2004 gegründete Mendelssohn-Stiftung und ihre Projekte stellte dessen Stiftungsvorstand Prof. Dr. Julius Schoeps Mitte Januar in Nürnberg vor. Zur Jahresempfang der Stiftung referierte der renommierte Historiker vor Politikern, Wissenschaftlern und Vertretern der Wirtschaft zum Thema „Gegen die Verteufelung Preußens und der preußischen Tugenden in unserer Zeit“.

Der Stiftungsvorstand hob hervor, dass das Engagement schon an vielen Stellen Früchte getragen habe. Dazu zählte die Unterstützung des Austausches zwischen Potsdamer Studenten und dem Vassar College in Poughkeepsie (Bundesstaat New York) ebenso wie bei der Ausgrabung der Synagoge in Halberstadt, die 1938 bis auf die Grundmauern abgetragen worden war. Amerikanische und deutsche Studierende befassten sich in Parallelseminaren mit Fragen der Gedenkkultur. Die Stiftung unterstützte zudem die viel beachtete Wanderausstellung zur Affäre Dreyfus, die sowohl in der Führungsakademie der Bundeswehr als auch im Berliner Centrum Judaicum und im Militärhistorischen

Museum Dresden zu sehen war. Für 2006 werde die Stiftung deutschlandweit 180.000 Euro ausschütten. 2005 waren es noch 60.000 Euro. Grundlage der Ausschüttung sei die Geschäftssituation der bisherigen Frankonia-Gruppe, die nun seit Januar namentlich ihren begünstigten Einrichtungen angepasst wurde. Über die Verwendung entscheide der Stiftungsrat. In erster Linie kommen die Erträge dieser Stiftung, so Schoeps, „in guter Familientradition Bildung, Erziehung und Wissenschaft auf dem Feld der deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur zu gute. Den Schwerpunkt legen wir dabei auf Projekte der Mendelssohn-Akademie im Halberstädter Rosenwinkel und des Moses Mendelssohn Zentrums Potsdam.“ Geplant sei 2006 die Fortführung der Forschungs- und Lehrkooperation mit ausländischen Einrichtungen aber auch die Unterstützung des Sportaustausches und der Begegnung zwischen den Menschen. So sollen die Handballer des SCM zu Freundschaftsspielen nach Israel reisen.

Prof. Dr. Julius Schoeps kündigte in Nürnberg

an, dass geplant sei, in Halberstadt ein Haus zu kaufen, das das Ensemble von Moses Mendelssohn Akademie, MuseumsKaffee Hirsch und Berend Lehmann Museum vervollständigen soll. Das leer stehende Haus Bakenstraße 28 soll künftig durch einen Zwischenbau zwischen Straßen- und Gartenhaus auf 700 Quadratmeter Fläche eine umfangreiche Spezialbibliothek, einen Hörsaal und das Restaurant „Hirsch“ beherbergen. Das Braunschweiger Architekturbüro Burkhardt und Schumacher bezifferte in Nürnberg die reinen Baukosten auf rund 900.000 Euro. Das Grundstück gehörte einst der Familie Baer, die sich mit Altmetallhandel befasste und Anfang des vorigen Jahrhunderts ein heimisches Bankhaus führte. Der Historiker Fritz Baer, der hier lebte, gilt als Nestor der Forschung zu den sephardischen Juden. In der großen Bibliothek finden später die 6000 Bände aus dem Nachlass von Ernst Simon, die bereits nutzbar sind, und die Bücherei des Nestors der deutschen Jakobinerforschung, Walter Grab, ihren Platz.

Uwe Kraus

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Wechsel im Direktorium

Am 5. Dezember 2005 wurde Dr. Irene Diekmann auf Vorschlag von Prof. Julius H. Schoeps vom Kuratorium zur stellvertretenden Direktorin des Moses Mendelssohn Zentrums bestellt. Damit löst sie Prof. Wolfgang Hempel ab.

Hempel, der 1931 in Minden geboren wurde, hatte das Amt zehn Jahre lang mit großem Engagement ausgeübt. Nach dem Studium von Geschichte, Germanistik und Volkswirtschaft arbeitete er von 1967 bis 1996 beim Südwestfunk, Baden-Baden. Seit 1996 war er ebenfalls Ehrensenator der Fachhochschule Potsdam, seit 1998 Geschäftsführer der Wilhelm-Fraenger-Gesellschaft, Potsdam. Das Kuratorium sprach Wolfgang Hempel ausdrücklich seinen Dank für die geleistete Arbeit aus.

Irene Diekmann, geboren 1952 in Nauen, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Potsdam.

Red.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800, Fax: -618011
e-mail: kladow@snafu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
Internet: www.mmz-potsdam.de
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:

Moritz Reininghaus

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:

Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Neuer „Wegweiser durch das jüdische Brandenburg“

In der vom Moses Mendelssohn Zentrum herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen“ wird zur Zeit die Herausgabe eines neuen „Wegweisers durch das jüdische Brandenburg“ durch Dr. Irene Diekmann vorbereitet.

Seit vor über zehn Jahren der erste „Wegweiser“ erschienen war, ist auf dem Gebiet der Erforschung der Geschichte der Juden im Land einiges an grundlegender Arbeit geleistet worden. Dies wird sich dann in der Publikation auch insofern widerspiegeln, als nicht nur alle Beiträge völlig neu geschrieben, sondern auch neue Orte bzw. Themen aufgenommen werden, die erst in den letzten Jahren im Mittelpunkt der Forschungen standen. Zu solchen neuen Themen gehören z.B. die Kapitel über die Wiedergründung der jüdischen Gemeinden in Brandenburg nach 1990, das Schicksal jüdischer Patienten in brandenburgischen Heil- und Pflegeanstalten im Nationalsozialismus oder die Rekonstruktion des Judenhofes in Perleberg.

Der Band, der mit einem Abriss zur Geschichte der Juden in Brandenburg eingeleitet wird, gliedert sich in jeweils 15 Orts- bzw. Essaykapitel, die durch entsprechendes Quellen- und Bildmaterial ergänzt werden.

Anliegen der Publikation soll es sein, dem Leser an den ausgewählten Beispielen in Quer- bzw. Längsschnitten einen Überblick über die Geschichte der Juden Brandenburgs in den heutigen Grenzen zu geben.

Die überwiegende Zahl der auf ihrem Gebiet ausgewiesenen Autoren kommt auch aus Brandenburg und Berlin und beschäftigt sich seit Jahren intensiv mit dem Thema.

Geplant ist, dass der etwa 500 Seiten starke Band im Sommer 2007 im Verlag für Berlin-Brandenburg erscheinen wird.

Red.

Pressekonferenz zur „Bibliothek verbrannter Bücher“

Die „Bibliothek verbrannter Bücher“ nimmt Gestalt an. Nach sorgfältiger Prüfung und Beratung hat der wissenschaftliche Beirat nun entschieden: 316 Bände von insgesamt 268 während der NS-Zeit verfolgter und verfemter Autoren werden in der umfassenden Edition neu erscheinen. Am 10. Mai 2006, dem 73. Jahrestag der Bücherverbrennung, laden das Moses Mendelssohn Zentrum und der Georg Olms Verlag

zu einer Pressekonferenz ein. Diese findet am 10. Mai 2006 um 11 Uhr im Palais am Festungsgraben (Berlin) statt.

Dabei soll die Zusammenstellung der „Bibliothek verbrannter Bücher“ vorgestellt und über die nächsten Schritte zur Realisierung informiert werden. Direkt im Anschluss an die Pressekonferenz werden bei einer Lesung Texte aus den 1933 verbrannten Büchern zu hören sein. Unter anderem wird Otto Schily aus dem Werk des Staatsrechtlers Hugo Preuß lesen.

Mit Dr. Volkmar Zühlendorf wird ein 93-jähriger Augenzeuge über jenen Abend des 10. Mai 1933 berichten, als auf dem Berliner Opernplatz Studenten in SA-Uniformen die Werke von Bertolt Brecht, Alfred Kerr, Anna Seghers, Stefan Zweig und vielen anderen in die Flammen warfen. Zühlendorf, damals Student und Antifaschist in Reichsbanner Schwarzrotgold, ging 5 Tage nach der Bücherverbrennung ins Exil.

In New York wurde er Geschäftsführer der „Akademie der Künste und Wissenschaften im Exil“ und lernte viele von der Bücherverbrennung betroffene Wissenschaftler und Schriftsteller kennen, von denen Peter Gay später sagte: „Es war die größte Versammlung an Geist, Talent und Gelehrsamkeit, deren Exodus die Welt je gesehen hat“. Diese Versammlung wird in der „Bibliothek verbrannter Bücher“ bald wieder vereint sein – und zwar in dem Land, aus dem sie einst vertrieben wurde.

Werner Treß

Schoeps Mitglied der Heine-Preis-Jury

Prof. Julius H. Schoeps wurde im Februar zum Jury-Mitglied für den Heinepreis der Landeshauptstadt Düsseldorf ernannt. Schoeps ist Nachfolger von Prof. Karin von Welck (Berlin). Weitere Mitglieder der Jury sind Dr. Jean-Pierre Lefèbvre (Paris); Sigrid Löffler (Berlin); Prof. Dr. Christoph Stölzl (Berlin); Prof. Dr. Alfons Labisch (Rektor der Heine-Universität Düsseldorf); Dr. Michael Vesper, Landesminister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport und Prof. Dr. Joseph A. Kruse (Direktor des Heine-Instituts Düsseldorf als Vertreter der Heinrich-Heine-Gesellschaft Düsseldorf). Bisherige Preisträger sind Carl Zuckmayer (1972); Pierre Berteaux (1975); Sebastian Haffner (1978); Walter Jens (1981); Carl Friedrich von Weizsäcker (1983); Günter Kunert (1985); Marion Gräfin Dönhoff (1988); Max Frisch (1989); Richard von Weizsäcker (1991); Wolf Biermann (1993); Wladyslaw Bartoszewski (1996); Hans Magnus Enzensberger (1998); W. G. Sebald (2000) und Elfriede Jelinek (2002).